



Clausewitz: Soldat und Denker – Überlegungen zur Aktualität des Clausewitzschen Werkes

Privatdozentin Dr. Ulrike Kleemeier

**Vortrag anlässlich der 37. Sicherheitspolitischen Informationstagung der Clausewitz-Gesellschaft e.V. am 15. August 2003 an der Führungsakademie der Bundeswehr in
HAMBURG**

Einleitung

Clausewitz' Definition des Krieges zu Beginn von „Vom Kriege“ lautet in einer ganz leicht modifizierten, aber sinngemäßen Fassung: Der Krieg ist ein Akt kollektiver wechselseitiger Gewalt mit dem Zweck, dem Gegner unseren Willen aufzuzwingen. Aus diesem scheinbar so einfachen und harmlosen Satz läßt sich Clausewitz' gesamte Kriegstheorie entwickeln. Die ca. 800 Seiten, die „Vom Kriege“ umfasst, sind nichts weiter als ein Kommentar zu dieser anfänglichen Bestimmung. Im folgenden werde ich die zitierte Definition in ihre einzelnen Elemente zerlegen und diese kommentieren. Dabei ist es meine Absicht, Schritt für Schritt den Eindruck der Trivialität aufzulösen, den jene Aussage zunächst vermittelt. Jeder Aspekt, so werde ich zeigen, ist bis ins einzelne durchdacht und hat tiefgreifende Konsequenzen. Im wesentlichen hat die Definition vier Elemente: Handlung, Gewalt, Kampf, Zweckhaftigkeit. Entsprechend baut sich mein Vortrag aus vier Teilen auf: Krieg und Handlung, Krieg und Gewalt, Krieg und Kampf, Krieg und Politik. In jedem dieser Zusammenhänge werde ich nicht nur darstellen, sondern auch zurückweisen, was ich für Missverständnisse Clausewitzscher Positionen und unberechtigte Kritiken an denselben halte, die besonders gegenwärtig sehr verbreitet sind.

1. Krieg und Handlung

Das Grundelement des Clausewitzschen Kriegsbegriffs ist dasjenige der Handlung. Der Krieg, so Clausewitz, ist ein Akt, also eine Handlung. Diese Aussage ist wesentlich weniger selbstverständlich als man denkt. Klar wird das, wenn man den Begriff der Handlung von demjenigen des *Zustandes* abgrenzt. Handlungen und Zustände sind in den meisten Hinsichten Gegensätze. Erstens heißt Handeln tätig sein. Innerhalb des Friedenszustandes kann es z. B. allerlei Tätigkeiten geben, aber den Zustand des Friedens selbst bezeichnen wir nicht als

„Tätigkeit“. Juristisch gesehen gibt es auch Kriegszustände. Nach noch immer geltendem Völkerrecht liegt ein Kriegszustand z. B. dann vor, wenn ein Staat an einen anderen eine Kriegserklärung richtet. Ein solcher Kriegszustand muss keine Kampfhandlungen zur Folge haben. So erklärten z. B. in beiden Weltkriegen einige südamerikanische Staaten dem Deutschen Reich den Krieg, doch war dies mit keinerlei Gefechtsaktionen verbunden – es wurde noch nicht einmal ernsthaft mit Gefecht gedroht. Nach juristischen Maßstäben lag hier ein Krieg vor, nach Clausewitzschen nicht.

Zweitens haben Handlungen Subjekte oder Träger. Irgendwer oder irgendetwas führt eine Handlung durch. Zustände dagegen können durch Handlungen herbeigeführt, erhalten und beendet werden, aber viele Menschen befinden sich einfach in ihnen, ob gewollt oder ungewollt.

Drittens sind Handlungen *zeitlich* relativ *begrenzt*. Sie haben einen Anfang und ein Ende, und zwischen beiden darf nicht allzu viel Zeit verstreichen, wenn der Handlungsbegriff noch sinnvoll sein soll. Eine Schlacht z. B. dauert nun einmal nicht Jahre. Generell verstehen wir den Ausdruck „Dauerhandlung“ nicht recht, aber das Wort „Dauerzustand“ ist uns wohl vertraut.

Viertens verbinden wir mit einer Handlung, sofern es denn *eine* Handlung ist, auch eine *räumliche* Begrenzung. Ein Geschäftsmann kann z. B. telefonisch Aufträge an Zweigstellen seines Unternehmens in London, Rio, Tokio vergeben, aber telefonieren kann er selbst nur von einem Ort aus. Zustände dagegen können sehr große Räume umfassen und sogar einen globalen Umfang erreichen.

Tätigkeit, Subjektbezogenheit, zeitliche und räumliche Begrenzung, das sind Eigenschaften von Handlungen. Wenn nun Clausewitz sagt, der Krieg sei eine Handlung, so kann man ihm zunächst folgendes entgegenhalten: Zwar gibt es Kriege, die diesem Modell recht nahe kommen, z. B. der Sechstagekrieg der Israelis oder vielleicht die beiden Kriege der USA gegen den Irak, aber mindestens ebenso viele bewaffnete Konflikte entsprechen diesem Muster ganz und gar nicht. Der Peloponnesische Krieg dauerte 27 Jahre, der Dreißigjährige Krieg 30 Jahre, und gegenwärtig wird z. B. im Kongo auch seit ca. 30 Jahren gekämpft. Es gibt also Kriege, die alles andere als zeitlich begrenzt sind und sich vielmehr endlos lange in der Zeit erstrecken. Auch von räumlicher Begrenzung kann oft nicht die Rede sein. Zu erinnern ist nur an die beiden Weltkriege, aber auch an die vielen bewaffneten Konflikte der Gegenwart, die sich schnell über ihr Ursprungsgebiet ausgedehnt haben, so dass Nachbarstaaten, aber auch oft weit entfernte Gebiete in Mitleidenschaft gezogen werden. Es ist gerade eine Begleiterscheinung der sog. „Globalisierung“, dass bewaffnete Auseinandersetzungen oft nicht lokal be-

schränkt bleiben, sondern umfassende Auswirkungen haben. Auch entsteht der Eindruck, dass mit der zeitlichen oder räumlichen Ausdehnung eines Krieges die Menschen immer weniger dessen Subjekte sind, sondern umgekehrt der Krieg sich der Menschen bemächtigt. Je länger ein Krieg dauert und je unüberschaubarer er wird, desto weniger wird er im eigentlichen Sinne *geführt*. Vielmehr wird er selbst zum Subjekt und unterwirft die Menschen seinem eigenen Gesetz. Mit anderen Worten: viele Kriege scheinen eher den Charakter von Zuständen als von Handlungen zu haben. Ist also der Clausewitzsche Begriff des Krieges als Handlung zu eng, um insbesondere viele heutige Kriegsphänomene erfassen zu können?

Auf diese Clausewitz – kritische Frage ist folgendermaßen zu antworten: Wenn Clausewitz sagt, der Krieg sei eine Handlung, dann bringt er damit die erste und natürlichste Option zum Ausdruck. Und in der Tat: ich habe noch mit keinem Soldaten oder Politiker oder sonst einem Menschen gesprochen, der behauptet hätte, es sei gut und sinnvoll, einen Krieg zeitlich und räumlich möglichst weit auszudehnen und die Gesamtkontrolle über das Geschehen zu verlieren. Im Gegenteil: wer immer die Wahl hat, wird anstreben, einen Krieg räumlich und zeitlich zu konzentrieren und ihn auf diese Weise möglichst schnell einem Ende zuzuführen. Alle anderen Wege sind schlechter und werden nur aus Notlagen heraus beschritten. Clausewitz formuliert das, was jeder will, wenn Krieg denn überhaupt unvermeidlich wird. Man will am liebsten sich des Krieges so schnell wie möglich entledigen, um zum Frieden zurückzukehren. Insofern hat der Handlungsaspekt der Clausewitzschen Definition idealtypischen Charakter. Aber eben deshalb lassen sich auf ihrer Grundlage die zahlreichen low intensity conflicts der Gegenwart beschreiben und begreifen, und zwar als *Degenerationsformen* von Krieg. Ich denke, dass sie den Kriegsbegriff noch immer erfüllen, denn das Handlungselement fehlt ja auch dort nicht ganz, sondern ist nur stark zersplittert und reduziert. Um ein medizinisches Bild zu verwenden: Diese Kriegsformen unterscheiden sich von dem Clausewitzschen Krieg wie sich eine kranke Niere von einer gesunden unterscheidet, ohne deshalb aufzuhören, eine Niere zu sein.

Wenn man den Handlungsaspekt, den die Clausewitzsche Definition enthält, sehr stark steigert, dann erhält man Clausewitz' Konzept des sogenannten „reinen“ Krieges. Der reine Krieg hat als militärisches Ziel stets die *Vernichtung* der feindlichen Streitkräfte. Mit Vernichtung meint Clausewitz die vollständige Wehrlosmachung des Gegners bzw. die gänzliche Zerstörung seiner Kampfkraft. Eine feindliche Streitkraft zu vernichten heißt, sie in eine Lage zu versetzen, in der sie keine Kampfaktion mehr durchführen kann. In diesem Sinn ist der Begriff der Vernichtung auch in die Sprache des deutschen Generalstabs eingegangen. Um diesen Begriff zu verstehen, sind alle Assoziationen mit der physischen Ausrottung ganzer Men-

schengruppen, wie wir sie heute mit dem Ausdruck „Vernichtung“ verbinden, hinderlich, wiewohl es pervertierte Kriegsformen geben kann, in denen die Vernichtung des Gegners mittels solcher Ausrottungsaktionen angestrebt wird. Vernichtungsstrategien im Clausewitzschen Sinn richten sich gegen Streitkräfte und sonst niemanden. Natürlich ist Vernichtung, also die Situation des „Nothing goes any more“, die schlimmste Lage, in die eine Streitkraft geraten kann, und eben deshalb werden wir in einem sehr gesteigerten Sinn handeln müssen, wenn wir das Ziel der Vernichtung erreichen wollen, zumindest dann, wenn unser Gegner ungefähr so stark ist wie wir selbst. Längst nicht in allen Kriegen wurde das Vernichtungsziel verfolgt. Napoleon hat es angestrebt, aber Friedrich der Große z. B. war dazu über weite Strecken gar nicht in der Lage und hat sich schon deshalb anderer Strategien bedient. Zu einem reinen Krieg im Clausewitzschen Sinn gehört jedenfalls grundsätzlich die Vernichtung des Gegners als militärische Zielvorstellung.

Damit der reine Kriegsbegriff erfüllt ist, müssen jedoch noch andere Eigenschaften vorliegen. Vernichtung im Clausewitzschen Sinn wird auf eine bestimmte Weise gestaltet. Die Gegner setzen alle verfügbaren Gewaltmittel gleichzeitig ein, und sie kämpfen ununterbrochen bis zum Ende. Vernichtung als Ziel, Einsatz aller vorhandenen Gewaltmittel, simultaner Einsatz derselben und permanenter Einsatz; diese vier Dinge machen einen reinen Krieg aus. Bei ihm handelt es sich um eine in Raum und Zeit extrem komprimierte Handlung, um ein einziges Gefecht, an dessen Ende eine definitive Entscheidung stehen wird. Diese Idee des reinen Krieges ist es, die Clausewitz uns zu Beginn von „Vom Kriege“ im Bild von zwei Ringern veranschaulicht. Es gibt ja im Akt des Ringens weder einen Körperteil der Kämpfer, der nicht am Kampf beteiligt ist noch gibt es einen sukzessiven Gebrauch der Kräfte. Vielmehr ist der Ringkampf ein konzentriertes und simultanes Kräftemessen mit dem Ziel, den Gegner in einem Akt minimaler zeitlicher Ausdehnung niederzuwerfen. Insofern verdeutlicht das Ringkampf bild die Vorstellung des reinen Krieges sehr präzise.

Man sieht nun sehr schnell, dass der Begriff des reinen Krieges mit der Realität nie voll übereinstimmt. Das Ziel der militärischen Vernichtung wird oft gar nicht erst verfolgt. Aber selbst wenn es angestrebt wird, so wird der Krieg nicht in einem einzigen Akt von der Art entschieden, wie Clausewitz ihn uns vor Augen führt. Wohl mag ein einzelnes Gefecht so ähnlich aussehen, aber nicht ein ganzer Krieg. Nie werden in einem Krieg alle verfügbaren Gewaltmittel eingesetzt. Selbst im 2. Weltkrieg ist es z. B. von keiner Seite zu einem Kampfeinsatz mit Gas gekommen. Nie wird in einem Krieg ununterbrochen gekämpft. Man denke nur an die langen Stillstandsperioden im 1. Weltkrieg. Und nie werden alle vorhandenen Kräfte si-

multan eingesetzt. Jene Idee des Krieges als eines einzigen großen Gefechts ist daher empirisch leer.

Angesichts dessen stellt sich die Frage: Was wollte Clausewitz mit einem Begriff, der in der Realität niemals voll erfüllt ist? Welche Funktion hat das Konzept des reinen Krieges?

Nun, zunächst benutzt Clausewitz den reinen Kriegsbegriff einfach, um zu zeigen, dass es den reinen Krieg nicht gibt und warum es ihn nicht gibt. Mit anderen Worten: er benutzt eine irrealen Konstruktion, um Erkenntnisse über die Wirklichkeit zu gewinnen. Es gibt den reinen Krieg nicht, weil Politik und Friktion existieren, vor allem letztere. Politik kann einen Krieg durchaus auch in Richtung auf einen reinen Krieg treiben, aber oft ist das nicht der Fall. Wenn sie z. B. nur geringfügige Zwecke verfolgt, dann wird sie ihn eher in die gegenteilige Richtung drängen. Vor allem aber gibt es in jedem Krieg interne Elemente, die einer Realisierung des reinen Krieges entgegenstehen, und zwar Friktionen. *Friktion* ist bei Clausewitz ein Sammelbegriff für alle Faktoren, die sich zwischen reinen und wirklichen Krieg und generell zwischen Plan und Durchführung irgendeines Krieges schieben. Solche Faktoren gibt es in jedem Krieg unendlich viele. Ungünstige Wetterbedingungen, verwirrende Nachrichten, unzuverlässige Bündnispartner, Zufälle aller Art. Solche Dinge schlagen deshalb im Kriegsfall so ungleich mehr als im Frieden zu Buche, weil wir hier nicht mit uns alleine sind, sondern es mit einem Gegner zu tun haben, der uns auch entgegen handelt. Es ist z. B. nicht nur so, dass es einfach Frost gibt, sondern der Feind wird ihn benutzen, um uns zu schädigen. Es ist nicht nur so, dass viele Menschen beim Erkunden und Überbringen von Nachrichten ohnehin unzuverlässig sind. Im Krieg sind sie zusätzlich einem besonderen Druck ausgesetzt, der das Wahrnehmungsvermögen trüben kann. Und vor allem: der Gegner wird versuchen, in unseren Reihen Desinformation zu betreiben, soweit es nur möglich ist. Gerade diesbezüglich haben sich in unserem Zeitalter der Massenmedien und der elektronischen Kommunikation die Möglichkeiten für Friktionen nicht reduziert, sondern eher potenziert. Clausewitz schimpfte in „Vom Kriege“ über das Nachrichtensystem. Nachrichten, so meinte er, kommen entweder gar nicht oder zu spät, oder sie sind falsch oder sie widersprechen sich. Ich bin nicht sicher, ob er heute glücklicher wäre. Friktionen stiften grundsätzlich Verwirrung und Chaos in den Köpfen und Herzen der am Krieg beteiligten Menschen. Insofern ist jeder wirkliche Krieg immer auch ein Meister des Chaos. In dieser Hinsicht sind die vielen heutigen low intensity conflicts geradezu Paradebeispiele für Kriege, denn die Unüberschaubarkeit des dortigen Kriegsgeschehens sprengt alle Grenzen.

Den Friktionsfaktor Nummer eins habe ich noch gar nicht erwähnt. Es ist nach Clausewitz die menschliche Furcht. Weil Menschen sich vor einem komprimierten entscheidenden Gewaltakt

fürchten, dehnen sie den kriegerischen Akt aus, wodurch Raum für eine unendliche Fülle von Friktionen entsteht. Ein großer Teil des friktionalen Chaos, das bis zu einem gewissen Grad für jeden wirklichen Krieg charakteristisch ist, wird durch Furcht überhaupt erst geschaffen. Jenes Chaos ruft Verwirrung in den Menschen hervor und ist vor allem geeignet, nun eine neue Art von Furcht zu bewirken. Bei ihr handelt es sich nicht mehr um die lokalisierbare Furcht vor einer alles entscheidenden Kampfhandlung, sondern um jene spezifische Angst, die mit Desorientierung einhergeht. Nichts ist sicher, aber in jedem Moment ist alles möglich. Bei Clausewitz ist die Ausbreitung dieser Gefühlsqualität auf jeden Fall ein Gradmesser dafür, wie weit sich der Krieg von einer Handlung entfernt und in einen Zustand verwandelt. Dieser Modifikationsprozess hat ein Janusgesicht. Einerseits wirkt er begrenzend und ermäßigend auf den Krieg ein, weil der höchste Intensitätsgrad der Gewalt vermieden wird; andererseits erzeugt er aber auch eine Ausdehnung des Gewaltprinzips in Raum und Zeit, die erst jene langfristige Grundempfindung von Ohnmacht und Instabilität bewirkt, der im Paradigma des reinen Krieges nichts entsprechen kann.

Natürlich war es für Clausewitz eine entscheidende Frage, wie man mit Friktionen umgeht. Sie sind in keinem Krieg vermeidbar, aber man kann sie ausgleichen, und zwar durch die sogenannten *moralischen Größen*. „Moralische Größen“ ist bei Clausewitz ein Sammelbegriff für alle Kompetenzen, die ein Soldat, insbesondere ein militärischer Führer, besitzen muß, um dem Chaos des Krieges erfolgreich zu begegnen. Deshalb ergänzt die Theorie der moralischen Größen diejenige der Friktion. Auf diese Konzeption kann im Rahmen dieses Vortrages nicht en Detail eingegangen werden. Bemerket sei nur folgendes: wer sich für die Genese deutscher Führungsauffassungen und Führungsgrundsätze interessiert, wird hier sehr fündig werden. In aller Ausführlichkeit entwickelt Clausewitz das Ideal des selbständig denkenden und handelnden Soldaten, das wohl nirgendwo anders eine so eminente Rolle gespielt hat wie in der deutschen Führungstradition und auch heute Ihre Heeresdienstvorschriften prägt. Aus Clausewitz' Überlegungen ergibt sich z. B. konsequent die Einsicht, dass militärisches Handeln im Kriege nicht bis ins Detail vorgeschrieben werden kann und sollte, weil der Planung und Berechnung von Ereignissen im Krieg Grenzen gesetzt sind. Diese Einsicht liegt auch dem deutschen Führungsprinzip der Auftragstaktik zugrunde. Aus Clausewitzianischer Sicht läßt sich dieses Prinzip dadurch begründen, dass der militärische Befehl stets den friktionalen Charakter eines jeden Krieges berücksichtigen muß. Eben deshalb ist dem militärischen Führer, gleich welchen Dienstgrades, ein größtmöglicher Handlungsspielraum bei der Befolgung von Befehlen zu verschaffen. Je rigider nämlich in einen Bereich hineinbefohlen wird, desto weniger kann situativen Erfordernissen Rechnung getragen werden. Auf einer Linie mit Clause-

witz` Theorie der moralischen Größen liegt auch die mittlerweile fest etablierte Pflicht des deutschen Generalstabsoffiziers, seinen Vorgesetzten zu beraten, d. h. seine eigene Sicht der Dinge zum Ausdruck zu bringen. Eine lange deutsche Tradition hat auch die von Clausewitz betonte Größe der Entschlossenheit, der Bereitschaft, lieber einen Fehler in Kauf zu nehmen als gar nichts zu tun. Dieses Prinzip kann übrigens erst im Zusammenhang mit der Auftrags-taktik zu voller Wirksamkeit gelangen. Clausewitz greift nicht exakt heutigen Führungsvor-schriften vor, aber letztere entsprechen im großen und ganzen Clausewitzschem Geiste.

Kommen wir zum Modell des reinen Krieges zurück. Unsere Ausgangsfrage war, wozu Clau-sewitz dieses Modell braucht. Ich habe soeben gezeigt, dass er es benutzt, um seine Theorie der Friktion und die sie ergänzende Theorie der moralischen Größen zu entwickeln. Erfüllt der reine Begriff des Krieges noch eine andere Funktion? Wollte Clausewitz hiermit auch eine Norm für Kriegführung aufstellen? D. h. wollte er sagen, dass Kriegführung sich dem reinen Krieg so weit wie möglich annähern sollte? In dieser Allgemeinheit muss man die Frage zu-mindest für den späten Clausewitz verneinen. Wohl aber hat Clausewitz meiner Ansicht nach gemeint: Wo unsere Zwecke es nahe legen und wo unsere Möglichkeiten es erlauben, dort sollten wir alle Anstrengung darauf verwenden, ein entscheidendes Gefecht herbeizuführen, das den Krieg zu Ende bringt. Den reinen Krieg haben wir dann noch lange nicht, wohl aber einen solchen, der im gesteigerten Maß das Prädikat „Handlung“ verdient, einen Krieg, der von Menschen geführt und nicht erlitten wird.

2. Krieg und Gewalt

Gehen wir zu einem anderen Element der Clausewitzschen Bestimmung über. Der Krieg, so Clausewitz, ist eine besondere Art von Handlung; er ist ein Gewaltakt. Auch bei dieser Be-hauptung scheint es sich um eine überaus triviale Aussage zu handeln. Eben deshalb lohnt sich der Hinweis darauf, dass diese These zumindest vereinzelt bestritten wird. Der Militär-historiker Martin van Creveld etwa spricht sich für eine Trennung von Krieg und Gewalt aus. Versucht man, seine Position zu resümieren, so kommt ungefähr folgendes heraus: Krieg ist eine Veranstaltung, in der Gegner sich aus freier Übereinkunft bekämpfen. Was man aber aus freiem Willen tut oder sich antun lässt, ist nicht Gewalt. Krieg ist somit, obwohl in ihm offen-sichtlich getötet und verwundet wird, eine Kampffaktion, aber keine Gewalthandlung. Ange-sichts dieser Auffassung stellt sich natürlich die Frage: was treibt denn Menschen dazu, sich

aus freiem Willen ausgerechnet auf eine so gefährliche Sache wie den Krieg einzulassen? Van Crevelds Antwort hierauf lautet: Gerade die vom Kampf ausgehende Gefahr übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Männer aus, und je größer die Gefahr ist, desto besser. Männer empfinden eine tiefe Freude am Kampf, der buchstäblich nichts anderes gleichkommt. Deshalb ist der Krieg eine Tätigkeit, die man um ihrer selbst willen verrichtet, ein Spiel also, und zwar das wunderbarste aller Spiele überhaupt. Krieg, so muss das Fazit aus solchen Überlegungen lauten, macht in höchstem Maße glücklich! Wer so denkt, hat natürlich gute Gründe, den Ausdruck „Gewalt“ zur Charakterisierung des Krieges zu vermeiden. Ich überlasse es hier ganz Ihrem eigenen Urteilsvermögen, darüber zu entscheiden, ob und wie weit van Crevelds Auffassungen mit irgendeiner Kriegsrealität übereinstimmen.

Positionen, die derjenigen von van Creveld ähnlich sind, waren jedoch im 18. und 19. Jahrhundert, also zu Clausewitz' Lebzeiten, nicht selten. Man fasst sie heute häufig unter dem Sammelbegriff des *Bellizismus* zusammen und bezieht sich damit auf Weltanschauungen, die den Krieg in irgendeiner Form als eine positiv zu bewertende Erscheinung ansehen, sei es in bezug auf einzelne Individuen, größere Kollektive oder gar die ganze Menschheit. Exakt in diese bellizistische Tradition ist auch van Creveld einzuordnen. Es gehört zu den Eigenarten und Stärken des Clausewitzschen Werkes, dass es zumindest in seinem überwiegenden Teil gegen bellizistische Denkweisen immun ist. Ich glaube weniger, dass es in Clausewitz' Absicht lag, sich durch die Aufnahme des Ausdrucks „Gewalt“ in seine Definition von Bellizismus abzugrenzen. Er wollte ihn wohl eher benutzen, um das Kriegsphänomen von gewaltlos ausgetragenen Konflikten, wie manchen Rechtsstreitigkeiten, zu unterscheiden. Aber angesichts von van Crevelds Ansichten können *wir* dieses Wort benutzen, um Krieg von allen Tätigkeiten zu differenzieren, deren Objekt irgendein Mensch auf der Welt gern sein würde, schließt der Begriff der Gewalt doch den Verstoß gegen alle Wünsche und Vorstellungen desjenigen ein, dem Gewalt zugefügt wird. Wenn Clausewitz also den Krieg als einen „Gewaltakt“ bezeichnet, dann erinnert uns dies objektiv auch daran, dass der Krieg eine ernsthafte und furchtbare Angelegenheit ist.

3. Krieg und Kampf

Ein weiteres Element der Clausewitzschen Bestimmung ist die Wechselseitigkeit der Gewalt-handlung. Dies bedeutet, dass Krieg Kampf ist. Insofern der Kampf ein *wechselseitiger* Austausch von Gewalt ist, dient dieses Merkmal dazu, den Krieg von allen einseitigen Gewaltaktionen zu unterscheiden. Verhält sich eine Seite lediglich passiv dulddend, so kommt es nicht

zum Kriegsfall. Weil der Krieg Kampf ist, ist er notwendigerweise auch eine soziale Beziehung. Eine soziale Beziehung ist in den Worten des berühmten Soziologen Max Weber ein soziales Handeln, das sich sinnhaft am Handeln von anderen orientiert. Das heißt, dass der Krieg in gesteigertem Maße eine soziale Beziehung darstellt, denn nirgendwo sonst ist es so lebenswichtig, sich auf den anderen, in diesem Fall den Gegner, einzustellen. Er gibt mir, wie Clausewitz sagt, das Gesetz. Gleich ob wir uns entscheiden, die Mittel und Methoden des Gegners zu übernehmen oder ob wir gerade das Gegenteil tun, in jedem Fall orientieren wir uns an ihm. Seine Pläne, Absichten, Stimmungen, Mentalitäten müssen erforscht werden und bilden die Grundlage für unser Tun. Und wieder klingen diese Dinge nur in der Theorie trivial. In der Praxis tendieren besonders Regierungen und Streitkräfte, die sich sehr stark fühlen und in irgendeiner Form auch sind, dazu zu meinen, sie könnten mehr oder weniger einseitige Schläge austeilen. Sie vergessen die Tatsache, dass Krieg Kampf ist und dass sie deshalb nicht nur Subjekte von Gewalt, sondern auch potentielle Objekte derselben sind. Sie meinen, dass sie sich selbst das Gesetz geben, doch eben das Gegenteil ist im Krieg nach Clausewitz der Fall. In einem gewissen Sinn sind wir nirgendwo so unfrei wie hier.

Noch in einer anderen Hinsicht ist der Hinweis darauf, dass der Kampf ein Kern des Krieges ist, gerade heute nicht mehr trivial. In manchen westlichen Staaten wird diese Tatsache von Politikern und auch der Bevölkerung oft verdrängt oder vergessen oder zumindest nicht beim Namen genannt. Man akzeptiert und begrüßt Soldaten als Polizisten, Katastrophenhelfer, Sozialarbeiter und Bauarbeiter. Dass ein Soldat unter Umständen das Recht und die Pflicht hat, seine Waffe als Mittel im Kampf einzusetzen, wird insbesondere in diesem Land nicht mehr so recht und noch nicht so recht wieder angenommen.

Eine manchmal vorgebrachte Kritik an der Anwendbarkeit von Clausewitz auf neuere Konfliktformen lässt sich an die Darstellung des Kampfaspekts anschließen. In vielen der sogenannten „neuen Kriege“ auf dem afrikanischen Kontinent, in Südostasien und anderswo richtet sich die Gewalt nahezu ausschließlich gegen eine wehrlose Zivilbevölkerung, während die Waffenträger einander oft unmittelbar schonen. Hier liegt also gar kein Kampf vor, und deshalb erfüllen diese Konflikte auch den Clausewitzschen Kriegsbegriff nicht.

Darauf lässt sich folgendes antworten: Es ist ein Irrtum zu meinen, der Kampf habe nach Clausewitz nur ein einziges Gesicht, dasjenige der direkten Konfrontation zwischen ungefähr gleich ausgerüsteten Gegnern, so wie es uns im Begriff des reinen Krieges vorgeführt wird. Der General wäre ein schlechter Kriegstheoretiker gewesen, hätte er sich hierauf fixiert. Der Krieg ist nach Clausewitz ein Chamäleon, d. h. er kann in den verschiedensten Farben daher kommen und passt sich stets seiner Umgebung an. Und so können auch die Mittel und Me-

thoden des Kampfes variieren. El Alamein, Hiroshima, Srebrenica, all dies sind Erscheinungsformen des Krieges, obwohl sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Was in vielen „neuen Kriegen“ stattfindet, lässt sich als eine Form des indirekten Kampfes beschreiben. Indirekt gehen die Waffenträger hier vor, insofern sie einander weniger unmittelbar bekämpfen, sondern primär über eine Schädigung der „feindlichen“ Zivilbevölkerung. So dienen etwa nach Herfried Münkler die zahlreichen Massenvergewaltigungen, die in den erwähnten Konflikttypen vorkommen, häufig dem Zweck, die Kampfkraft des Gegners indirekt zu brechen, nämlich über die Zerstörung seiner sozialen und familiären Hintergründe. Nichts spricht dagegen, diese und ähnliche Vorgehensweisen als Arten des Kampfes aufzufassen. Denn: wer hat uns erzählt, dass ein Kampf immer mit fairen Mitteln ausgefochten wird? Clausewitz hat das jedenfalls nicht gesagt.

Nun kann man einwenden, dass an diesem Punkt die Trennung zwischen Krieg auf der einen und Mord und Massaker auf der anderen Seite nicht mehr funktioniert. Und in der Tat tendieren indirekte Kampfformen, gleich ob sie auf hochtechnisierte Weise in regulären Staatskriegen oder auf archaische Art in den heutigen low intensity conflicts angewandt werden, zu einer Verwischung dieser Grenzen. Dennoch handelt es sich um eine Kampfweise, wenn auch um eine pervertierte. Deshalb lassen sich nur solche Gewaltaktionen klar vom Krieg unterscheiden, denen kein oder nur ein aussichtsloser Widerstand entgegengesetzt wird. Unter anderem aus diesem Grund werden etwa Stalins Säuberungen oder Hitlers Massenmord an den europäischen Juden nicht als Kriege aufgefasst. Wo jedoch z. B. ein Massaker durch eine ähnliche Tat beantwortet wird, dort haben wir einen Fall von Kampf, und wenn dieser größere Maßstäbe annimmt, von Krieg. In der Realität dürfte es häufig schwierig sein zu unterscheiden, ob und wie weit in irgendeinem Krisengebiet ein Krieg stattfindet oder z. B. ausschließlich ein Völkermord, also eine einseitige Vernichtungsaktion. Hat es beispielsweise in Ruanda einen Krieg gegeben oder einen Genozid oder eine Mischform? Ich weiß es nicht. Diese Dinge müssen Leute entscheiden, die sich hier besser auskennen als ich. Jedenfalls gibt uns Clausewitz ein Kriterium zur Entscheidung an die Hand. Dieses besteht in der Frage, ob und wie weit die ausgeübte Gewalt sich in sinnvoller Weise als Kampf beschreiben lässt. Dort und nur dort, wo die Antwort in einem klaren „Nein“ bestehen muss, ist der Kriegsbegriff nicht anwendbar.

4. Krieg und Politik

Das letzte Merkmal des Clausewitzschen Kriegsbegriffs besagt, dass der Krieg einen *Zweck* verfolgt, nämlich dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen. Die berühmte Formel „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit Einmischung anderer Mittel“ ist nichts weiter als eine Präzisierung dieses Gedankens. Um Krieg zu sein, muss eine Handlung nicht nur gewaltsamer Kampf sein, sondern darüber hinaus einen Zweck anstreben, der jenseits des Kampfgeschehens selbst und auch jenseits eines eventuellen militärischen Sieges liegt. Durch dieses Kriterium wird der Krieg noch einmal von Spiel- und Sporthandlungen abgegrenzt, wie bereits durch das Merkmal der Gewalt. Doch die Unterscheidungsperspektive ist hier eine weitreichendere. Wo Clausewitz betont, dass der Krieg eine Gewalthandlung ist, will er den existentiellen und ernsthaften Charakter der kriegerischen Auseinandersetzung hervorheben. Wenn er sagt, dass der Krieg den Zweck der Willensaufdringung verfolgt, will er darüber hinaus verdeutlichen, dass der Krieg sich niemals selbst genug ist. Er ist kein selbständiges aus sich heraus verständliches Phänomen, sondern eine Handlung, die an einen übergeordneten Willen gebunden ist. Im Unterschied hierzu erschöpft sich z. B. der Zweck eines Boxkampfes aus der Perspektive der Kämpfenden im Sieg. Sicher, professionelle Boxer wollen mit Siegen auch Geld verdienen, aber dem Boxkampf selbst ist das nicht wesentlich, was sich daran zeigt, dass es viele unprofessionelle Boxkämpfe gibt, bei denen es überhaupt nicht um Geld geht. Ein Krieg verfolgt dagegen nach Clausewitz immer einen Zweck, der außerhalb seiner selbst liegt und zu dessen Durchsetzung der militärische Sieg nur ein Mittel ist. Dies ist eine Dimension der bekannten Formel vom *Primat der Politik*. Weniger aus der ursprünglichen Kriegsdefinition selbst als aus Clausewitz' späteren Ausführungen geht hervor, dass es noch eine etwas andere Bedeutungsebene der These vom Primat der Politik gibt. Es ist nicht nur so, dass ein Krieg stets *Mittel* zu einem politischen *Zweck* ist; auch ist er immer die *Folge* bestimmter politischer Verhältnisse. Zwischen beiden Bedeutungsschichten der Theorie vom Primat der Politik besteht durchaus ein Unterschied. Es ist z. B. etwas anderes zu sagen, dass die USA mit dem Krieg gegen Irak bestimmte politische Zwecke verfolgten (Zerstörung von Massenvernichtungswaffen, Entmachtung eines Diktators etc.) als festzustellen, dass dieser Krieg wie auch die Art seiner Führung durch politische Gegebenheiten, zu denen der 11. September als Bestandteil gehört, bedingt waren. Im einen Fall beleuchten wir den Krieg sozusagen „von vorne“, indem wir fragen „Wozu“?. Im anderen Fall untersuchen wir ihn „von hinten“, indem wir die Frage „Warum“? stellen. Die erste Frage zielt auf *Zweck/Mittel* - Relationen, die zweite auf *Ursache/Wirkung* - Verhältnisse. Die Clausewitzsche Theorie vom Primat des Politischen enthält beide Dimensionen. In der Forschungsliteratur wird die Zweck/Mittel – Ebene manchmal als die „subjektive“ Dimension des Politischen bezeichnet und die Ursa-

che/Wirkungs – Ebene als die „objektive“. Jedenfalls ist nach Clausewitz jeder Krieg mehrfach durch das Politische eingerahmt. Dass er stattfindet, warum, wie und wozu er stattfindet, das sind Fragen, die nur politisch zu beantworten sind.

Auch die Tragweite dieser These vom Primat der Politik ist enorm, wenn man sie zu Ende denkt. Aus ihr folgt vor allem dieses: der militärische Sieg ist zwar eine notwendige, aber niemals eine hinreichende Bedingung für die Durchsetzung des politischen Zwecks. Anders ausgedrückt: wo es uns nicht gelingt, nach einem militärischen Sieg den Frieden zu realisieren, den wir uns vorstellen, dort haben wir den Krieg verloren. Falsch wären aus Clausewitzianischer Sicht so verbreitete Formulierungen wie „Dann haben wir militärisch gewonnen, aber politisch verloren“ oder „Da haben wir den Krieg gewonnen, aber den Frieden verloren“. Nein, in einem solchen Fall haben wir aus Clausewitzscher Perspektive den Krieg *ganz* verloren, denn das Politische dominiert den Krieg. Um einen Gegenwartsbezug dieser Einsicht vorzunehmen: Die Einsätze der Bundeswehr in Ex – Jugoslawien oder in Afghanistan sind nicht vom Krieg zu trennen. Sie sind buchstäblich Bestandteil der Erringung des *Sieges*. Wenn man also manchmal die Ansicht hört, die Auslandseinsätze der Bundeswehr hätten mit Krieg nichts zu tun, so ist dies eine ganz und gar anti – clausewitzianische Auffassung. Meistens beruht sie bewusst oder unbewusst auf der Vorstellung, dass Krieg sich auf Kampf reduziert. Clausewitz wollte durch seine Begriffsexplikation gerade eine ausgewogene und vielschichtige Auffassung des Krieges entwickeln, nach welcher der Krieg grundsätzlich sowohl durch Kampf als auch durch Politik bestimmt wird, mehr noch aber durch letztere.

Mit Clausewitz` Theorie vom Primat der Politik verbinden sich meiner Ansicht nach diverse Missverständnisse, die ich an dieser Stelle gern beseitigen möchte:

- 1) Das erste Missverständnis lautet in leicht polemischer Zuspitzung: Der Primat der Politik fällt zusammen mit dem Primat des irgendwie Guten und Klugen vor dem irgendwie Schlechten und Dummen. – Hier handelt es sich deswegen um eine Fehldeutung, weil Clausewitz genau wusste, dass Politik in Zwecken und Mitteln verbrecherisch, korrupt, verlogen und im besten aller schlechten Fälle einfach inkompetent sein kann. Während des Zweiten Weltkriegs herrschte sowohl im Dritten Reich als auch in der Sowjetunion ein absoluter Primat der Politik vor allem Militärischen. Dennoch käme niemand auf die Idee, die beiden Verbrecherfiguren Hitler und Stalin als moralisch gut oder auch nur als politisch klug zu bezeichnen. Politik kann sich verbrecherische Zwecke setzen, aber selbst wenn sie dies nicht tut, so kann sie Zwecke anstreben, die nicht durchsetzbar sind, oder sie kann zu den falschen Mitteln greifen, um ihre Absichten zu realisieren. Sie kann im Verlauf eines Krieges sogar vergessen, dass der Krieg kein Ding in sich selbst ist, und je mehr

sie dies tut, desto größer werden die Chancen, dass sie den Krieg spätestens nach einem militärischen Sieg verliert, der dann nur ein Pyrrhus – Sieg ist. Solchen Möglichkeiten sind keine Grenzen gesetzt. Das Etikett „Politik“ ist also keineswegs an sich selbst identisch mit einem Qualitätszeichen!

- 2) Das zweite Missverständnis hängt eng mit dem ersten zusammen. Es lautet: Der Primat der Politik ist grundsätzlich identisch mit dem Vorrang einer professionellen Politikerschicht gegenüber der militärischen Schicht. Eine solche Aussage hat Clausewitz nie gemacht. Wenn er davon spricht, der Krieg sei eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, dann meint er damit einen Primat des politischen Denkens und Handelns, der nicht an eine bestimmte Gruppe gebunden ist. Politisch denken und handeln kann ein Soldat im Prinzip genauso gut oder so schlecht wie irgendein Berufspolitiker. Er kann es manchmal vielleicht besser, wenn er z. B. in einem Krisengebiet vor Ort ist und deshalb auch die politische Lage genauer durchschaut als irgendein Minister, der ab und zu auf Besuch kommt. Richtig ist, dass Clausewitz es für ideal hielt, wenn eine Regierung den politischen Zweck eines Krieges vorgibt, aber in Übereinstimmung mit der militärischen Führung. Dennoch: wer heute vom Primat der Politik redet, ob er sich dabei auf Clausewitz beruft oder nicht, meint in der Regel damit: Soldaten sollen tun, was Politiker ihnen auftragen. Es ist für Soldaten ein ewiger Konflikt, dass man einerseits von ihnen verlangt, sich der Priorität der Politik zu beugen, sich andererseits aber oft bei ihnen beschwert, wenn sie politisch widersinnige oder gar noch schlimmere Aufträge durchführen und auch dass man von ihnen fordert, zu tun oder zu lassen, was die Politik will, obwohl sie die politischen Dinge selbst anders einschätzen. Ein Dilemma, was durchaus auch in Demokratien auftreten kann. Clausewitz hat einen ähnlichen Konflikt am eigenen Leibe erfahren. Er traf im Jahre 1812 eine folgenschwere Entscheidung, nahm unerlaubter Weise Abschied von der preußischen Armee und wechselte in russische Dienste. Der Grund war, dass im März desselben Jahres ein deutsch – französischer Bündnisvertrag von König Friedrich Wilhelm unterzeichnet wurde, den Clausewitz und einige andere preußische Offiziere als eine schändliche Unterwerfung unter die französische Vorherrschaft empfanden. Clausewitz plädierte für den militärischen Widerstand Preußens gegen Napoleon. Als die Chancen hierfür durch das Bündnis gegen Null tendierten, entschloss er sich zum Wechsel der Fahnen. Clausewitz wurde wegen dieser illegalen Aktion sogar zeitweise angeklagt und mit der Konfiskation seines Vermögens bedroht. Zwar wird die Anklage später annulliert, aber Clausewitz hat von seinem Entschluss nichts als persönliche, berufliche und politische Nachteile gehabt. Insbesondere der preußische König hat ihm den Ü-

bertritt in russische Dienste auch nach dem Sieg über Napoleon nie verziehen. Eine ähnliche Entscheidung wie diejenige, die Clausewitz damals traf, wäre unter den Bedingungen des Jahres 2003 kaum weniger skandalös als im Jahre 1812. Jedenfalls gilt, dass ein Mann, der hierzu fähig war, den Primat des Politischen sicher nicht im Sinne einer unbedingten Loyalität gegenüber einer Regierung verstand. Natürlich handelte Clausewitz aus politischen Motiven, aber das Politische erschöpfte sich für ihn nicht in der damaligen preußischen „Realpolitik“.

- 3) Das dritte Missverständnis lautet: Politik reduziert sich bei Clausewitz auf die Aktivität von Staaten. Mit dieser Deutung verbindet sich eine gegenwärtig sehr verbreitete Kritik an Clausewitz' Kriegskonzeption, und zwar die folgende: Clausewitz' Kriegstheorie ist sowohl für weite Teile der Geschichte unzutreffend, und sie lässt sich vor allem auch nicht auf die Mehrzahl der heutigen Konflikte anwenden, denn diese gehen von Gebilden aus, die nicht als Staaten zu klassifizieren sind, weil hier der Kernbestandteil von Staatlichkeit nicht mehr oder noch nicht existiert, nämlich das staatliche Gewaltmonopol. – Clausewitz nun hat meiner Ansicht nach seine anfängliche Definition des Krieges bewusst so weit gefasst, dass er hier nur von einem Willen redet, der einem Gegner aufzuzwingen ist, aber jede weitere Festlegung, etwa durch den Gebrauch des Ausdrucks „Staat“, vermeidet. Richtig ist, dass Clausewitz insbesondere im Hauptwerk „Vom Kriege“ hauptsächlich die Institution des Staates heranzieht, um seine Kriegsauffassung zu verdeutlichen. Mehr als ein historisches Exempel ist der Staat jedoch nicht. Die ursprüngliche Definition des Krieges als Akt der Gewalt, um dem Gegner unseren Willen aufzuzwingen, ist sehr wohl anwendbar auf Phänomene des Krieges, in denen sich ganz oder teilweise nicht staatliche Streitkräfte, sondern andere Verbände wie etwa Milizen oder Guerillaorganisationen gegenüberstehen. Tatsächlich kannte Clausewitz Konflikte, in denen zumindest eine Partei keiner staatlichen Organisation unterlag, so den spanischen Volkskrieg gegen Napoleon, den Tiroler Volksaufstand unter Andreas Hofer und den russischen Partisanenkampf gegen die napoleonische Armee. Mit dem spanischen Guerillakampf hatte er sich intensiv auseinandergesetzt und ihn auch umstandslos als „Krieg“ bezeichnet.

Nun kann man zugeben, dass alle drei von mir aufgezählten Meinungen Missverständnisse sind und dennoch etwas an Clausewitz' Vorstellungen über Krieg und Politik auszusetzen haben. Deshalb will ich mich jetzt mit Kritiken auseinandersetzen, die trotzdem gegen Clausewitz vorgebracht werden können.

Ein Einwand, den man heutzutage oft hört, bezieht sich wiederum auf die „neuen Kriege“ und lautet: Selbst wenn man Clausewitz die Einsicht zugesteht, dass Politik nicht nur von Staaten

ausgehen kann, so findet seine Theorie doch an vielen bewaffneten Konflikten der Gegenwart ihre Grenzen. Denn oft sind hier einfach keine Motive der Akteure zu erkennen, die irgendwie als „politisch“ klassifiziert werden können. Vielmehr geht es um Religion, ethnischen Hass, diffuse Gerechtigkeitsvorstellungen, persönliche Bereicherung und manchmal um ein Gemisch von allem, aber eben nicht um Politik.

Hierzu ist erstens folgendes zu sagen: Die Trennung von Politik und Religion ist etwas sehr Modernes, und ich glaube, dass sie auch im zivilisierten Westen nicht wirklich realisiert ist. Dass sich Politik mit ethnischem Hass verbinden kann, wissen wir doch auch. Es gibt sogar Fälle von Staatspolitik, die zu wesentlichen Teilen auf solcher Motivation beruhen. Das Dritte Reich ist hierfür ein eindrucksvolles Beispiel. Dass Politik sich auf Gerechtigkeit richten kann oder sollte, was immer darunter zu verstehen ist, ist spätestens seit Platon nicht mehr neu und gerade für uns im Westen keine fremde Vorstellung. Dass Politik faktische der Bereicherung von Einzelnen oder Gruppen dienen kann, wiewohl dies meist nicht offiziell kundgetan wird, überrascht auch niemanden mehr.

Vor allem aber gilt folgendes: Auch der fanatischste Eiferer für irgendetwas (und gerade der!) will und braucht *Macht*, um seine Absichten zu realisieren, Macht im Sinne einer Chance, den eigenen Willen durchsetzen zu können. Falls er etwas will, was die Herrschaft über größere Menschengruppen voraussetzt, und darum geht es hier, so braucht er einen Verwaltungsstab, sei dieser noch so primitiv organisiert, der in seinem Sinne arbeitet. Am größten ist die Macht dieses Stabes, wenn es ihm gelingt, auf einem bestimmten Gebiet das Monopol physischer Gewaltausübung zu erlangen und dieses Monopol darüber hinaus von der entsprechenden Bevölkerung als legitim anerkannt wird. Wenn dieser Punkt erreicht ist, dann ist auch jeder Krieg zu Ende, weil es weder tatsächliche noch drohende Gewaltkonkurrenz gibt. Diesen Punkt streben alle kriegführenden Parteien an, ob ihnen die komplizierten Begriffe, die ich verwendet habe, vertraut sind oder nicht. Am liebsten wäre es ihnen, in Zukunft öffentlich tun zu können, was sie wollen und darin auch öffentlich anerkannt zu werden. Das heißt nichts anderes als dass sie nach öffentlicher, also politischer Macht streben. Das Streben nach öffentlicher Macht ist der spezifische Zweck von Politik, ganz unabhängig davon, ob die Macht um ihrer selbst willen angestrebt wird oder ob mittels ihrer andere Zwecke verfolgt werden. Die letzten Zwecke von Politik überhaupt oder einer bestimmten Politik sind in der Tat nahezu beliebig. Es gibt kaum etwas, was nicht entweder verbal oder faktisch von Politik einmal angestrebt worden ist. Von ihren Endzwecken kann Politik zwar niemals abgetrennt werden, insofern Mittel und Zweck immer aufeinander verweisen, aber das Spezifische des Politischen ist von ihnen her nicht zu begreifen. Dieses liegt darin, dass alle Absichten politischer Handlungen das Medium der Macht durchlaufen müssen, um Gestalt anzunehmen.

lungen das Medium der Macht durchlaufen müssen, um Gestalt anzunehmen. Die Unterscheidung, die ich hier im Sinn habe, kann man begrifflich durch eine Differenzierung zwischen dem politischen Zweck und dem Zweck der Politik vornehmen, wobei der politische Zweck stets öffentliche Macht ist, der Zweck der Politik jedoch divergieren kann. Aus solchen Gründen glaube ich, dass ein großer Teil der heutigen „neuen Kriege“ hinsichtlich der Verbindung von Krieg und Politik echte Clausewitzsche Kriege sind, da das Streben nach öffentlicher Macht allen beteiligten Kriegsparteien innewohnt, so irrational und undurchschaubar ihre Intentionen im einzelnen auch erscheinen.

Es bleibt mir in diesem Zusammenhang übrig, noch auf eine viel grundsätzlichere Kritik an Clausewitzschen Vorstellungen über Krieg und Politik hinzuweisen als denjenigen, die ich bisher vorgestellt habe. Sie stammt von van Creveld, dessen Auffassungen wir bereits im Zusammenhang mit der Diskussion über das Merkmal der Gewalt kennengelernt haben. Deshalb kann ich mich hier kurz fassen. Da van Creveld den Krieg als Spiel begreift, das ausschließlich deshalb in der Welt ist, weil Männer von Natur aus eine tiefe Freude am Kampf und dem damit verbundenen Opfer haben, überrascht es nicht, wenn dieser Autor heftig gegen Clausewitz' Postulat eines untrennbaren Zusammenhanges von Krieg und Politik zu Felde zieht. Nach van Creveld hat Krieg höchstens sekundär etwas mit Politik zu tun und wird schon gar nicht durch sie dominiert. Der Krieg ist für van Creveld vielmehr (ich zitiere) „die ewige, unveränderbare Achse um die sich die ganze menschliche Existenz dreht und die dem ganzen Dasein eine Bedeutung verleiht.“ Diese schwülstige Vergöttlichung des Krieges ist in der Tat nicht Clausewitzsches Gedankengut! Das ist gut so für die deutsche und die westliche Tradition militärischen Denkens.



Clausewitz – Sein Werk im Lichte der Kriegs- und Konfliktforschung

Literaturliste
von
Privatdozentin *Dr. Ulrike Kleemeier*

I. Texte von Clausewitz

- Clausewitz, Carl von: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Neunzehnte Auflage – Jubiläumsausgabe, mit erneut erweiterter historisch – kritischer Würdigung von Werner Hahlweg. Bonn 1980.
- Clausewitz, Carl von: Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau – Nachlass sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg. Bd. 1: Göttingen 1966. Bd. 2 (1. u. 2. Teilband): Göttingen 1990.
- Clausewitz, Carl von: Verstreute kleine Schriften. Festgabe des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes zum 200. Geburtstag des Generalmajors Carl von Clausewitz. Zusammenge stellt, bearbeitet und eingeleitet von Werner Hahlweg. Osnabrück 1979.
- Clausewitz, Carl von: Politische Schriften und Briefe. Hrsg. von Hans Rothfels. München 1922.
- Clausewitz, Carl von: Historische Briefe über die großen Kriegsereignisse im Oktober 1906. Neu herausgegeben und kommentiert von Joachim Niemeyer. Bonn 1977.
- Clausewitz, Carl von: Preußen in seiner großen Katastrophe. Wien 2001.
- Clausewitz, Carl und Marie von: Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Hrsg. von Karl Linnebach. Berlin 1917.

II. Clausewitz – Forschung

- Aron, Raymond: Clausewitz. Den Krieg denken. Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980.
- Boston Consulting Group (Hrsg.): Clausewitz – Strategie denken. München 2003.
- Cimbala, Stephen J.: Clausewitz and Friction in War and Military History. Westport 2001.
- Clausewitz – Gesellschaft (Hrsg): Freiheit ohne Krieg? Beiträge zur Strategie – Diskussion der Gegenwart im Spiegel der Theorie von Carl von Clausewitz. Bonn 1980.
- Dill, Günter (Hrsg.): Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz: Vom Kriege. Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980.

- Ghyozy, Tiha von/Oetinger, Bolko von/Bassford, Christopher: Clausewitz on Strategy. Inspiration and Insight from a Master Strategist. Weinheim 2001.
- Guss, K.: Krieg als Gestalt. Psychologie und Pädagogik bei Clausewitz. München 1990.
- Gyldenfeldt, Christian von: Von Alfred Vierkandt zu Carl v. Clausewitz. Walther Malmsten Schering und die Quellen gemeinschaftlichen Handelns in Frieden und Krieg. Münster (Westf.) 2002.
- Hahlweg, Werner: Clausewitz. Soldat – Politiker – Denker. Göttingen/Zürich/Frankfurt 1969.
- Handel, M. (Hrsg.): Clausewitz and Modern Strategy. London/Totowa 1986.
- Hartmann, Uwe: Carl von Clausewitz. Erkenntnis – Bildung – Generalstabsausbildung. München 1998.
- Hartmann, Uwe: Carl von Clausewitz and the making of Modern Strategy. Books on Demand. 2002.
- Herberg – Rothe, Andreas: Das Rätsel Clausewitz. Politische Theorie des Krieges im Widerstreit. München 2001.
- Heuser, Beatrice: Reading Clausewitz. 2002.
- Howard, Michael: Karl von Clausewitz. Criticism and Interpretation. Oxford 1983.
- Kleemeier, Ulrike. Grundfragen einer philosophischen Theorie des Krieges. Platon – Hobbes – Clausewitz. Berlin 2002.
- Kondylis, Panajotis: Theorie des Krieges. Clausewitz – Marx – Engels – Lenin. Stuttgart 1986.
- Marwedel, Ulrich: Carl von Clausewitz: Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte seines Werkes bis 1918. Boppard am Rhein 1978.
- Paret, Peter: Clausewitz und der Staat. Bonn 1993.
- Rose, Olaf: Carl von Clausewitz. Wirkungsgeschichte seines Werkes in Rußland und der Sowjetunion. München 1995.
- Rose, Olaf: Carl von Clausewitz. Hrsg. von Karlheinz Weissmann/Götz Kubitschek. Dresden 2003.
- Rothfels, Hans: Politik und Krieg. Eine ideengeschichtliche Studie. Berlin 1920. Reprint der ersten Auflage. Mit einem Nachwort von Joachim Niemeyer von 1980.
- Schering, Walther Malmsten: Die Kriegsphilosophie von Clausewitz. Eine Untersuchung über ihren systematischen Aufbau. Hamburg 1935.
- Schössler, Dietmar: Carl von Clausewitz. Reinbek bei Hamburg. 1991.

- Schössler, Dietmar (Hrsg.): Texte und Dokumente zur Militärwissenschaft und Strategieforschung. Dokumentation der militärwissenschaftlichen Tagung der Clausewitz – Gesellschaft in Fürstenfeldbruck 1998. München 1998.
- Schramm, Wilhelm Ritter von: Clausewitz. Leben und Werk. Esslingen 1976.
- Stumpf, Reinhard (Hrsg.): Kriegstheorie und Kriegsgeschichte. Carl von Clausewitz' „Vom Kriege“ und kriegstheoretische und – historische Schriften Helmuth von Moltkes – kommentierte Ausgabe. Frankfurt a. M. 1993.
- Vad, Erich: Carl von Clausewitz. Seine Bedeutung heute. Herford 1984.
- Vowinckel, Gerhard (Hrsg.): Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft. Clausewitz – Kolloquium. Berlin 1993.

III. Historische und systematische Gesamtuntersuchungen zu Krieg und Kriegstheorie

- Earle, Edward M. (Hrsg.): Makers of Modern Strategy. Military Thought from Machiavelli to Hitler. Princeton (Third Printing) 1948.
- Gat, Azar: The Origins of Military Thought from the Enlightenment to Clausewitz. Oxford 1986.
- Grawert – May, Erik: Das Drama Krieg. Zur Moralisierung des Politischen. Tübingen 1987.
- Herberg – Rothe, Andreas: Der Krieg. Geschichte und Gegenwart. Frankfurt a. M. 2003.
- Hondrich, Karl Otto: Lehrmeister Krieg. Reinbek bei Hamburg 1992.
- Howard, Michael: Die Erfindung des Friedens. Über den Krieg und die Ordnung der Welt. Lüneburg 2001.
- Kaplan, Robert D.: Warrior Politics – Why Leadership demands a Pagan Ethos. New York 2002.
- Keegan, John: Die Kultur des Krieges. Berlin 1995.
- Münkler, Herfried: Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion. Frankfurt a. M. 2002.
- Sofsky, Wolfgang: Traktat über die Gewalt. Frankfurt a. M. 1996.
- Sofsky, Wolfgang: Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg. Frankfurt a. M. 2002.
- Stephan, Cora: Das Handwerk des Krieges. Berlin 1998.

IV. Kriegs – und militärhistorische Einzelstudien

- Dupuy, Col. T. N.: A Genius for War. The German Army and General Staff, 1807 – 1945. Inglewood Cliffs, N. J., Prentice – Hall 1977.
- Hahlweg, Werner: Preußische Reformzeit und revolutionärer Krieg. Beiheft 18 der Wehrwissenschaftlichen Rundschau. September 1962.
- Joas, Hans: Kriege und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Weilerswist 2000.
- Kessel, Eberhard: Militärgeschichte und Kriegstheorie in neuerer Zeit. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. von Johannes Kunisch. Berlin 1987.
- Kolko, Gabriel: Das Jahrhundert der Kriege. Frankfurt a. M. 1999.
- Kunisch, Johannes: Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus. Wiesbaden 1973.
- Kunisch, Johannes (Hrsg.): Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit. Berlin 1986.
- Kunisch, Johannes/Münkler, Herfried (Hrsg.): Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999.
- Lange, Sven: Hans Delbrück und der Strategiestreit. Kriegsführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879 – 1914. Einzelschrift zur Militärgeschichte, hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Freiburg i. Br. 1995.
- Liddell Hart, Basil H.: Strategie. Wiesbaden 1955.
- Millotat, Christian E. O.: Das preußisch – deutsche Generalstabssystem. Wurzeln – Entwicklung - Fortwirken. Zürich 2000.
- Rink, Martin: Vom „Partheygänger“ zum Partisanen. Die Konzeption des kleinen Krieges in Preußen 1740 – 1813. Frankfurt a. M. 1999.
- Ritter, Gerhard: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. Bd. 1: Die altpreußische Tradition. München 1954.
- Schmitt, Carl: Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen. Berlin 1963. 1992².
- Schulz, Gerhard (Hrsg.): Partisanen und Volkskrieg. Zur Revolutionierung des Krieges im 20. Jahrhundert. Göttingen 1985.
- Wallach, Jehuda: Das Dogma der Vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkung in zwei Weltkriegen. Frankfurt a. M. 1967.

V. Gegenwart und Zukunft von Krieg und Militär

- Bredow, Wilfried von: Demokratie und Streitkräfte. Militär, Staat und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden 2000.
- Callahan, David: Unwinnable Wars. American Power and Ethnic Conflict. New York 1997.
- Clark, Wesley: Waging Modern War: Bosnia, Kosovo, and the Future of Combat. New York 2001.
- Clausewitz – Gesellschaft (Hrsg.): Militärisch – wissenschaftliches Colloquium 2000. Von der Cannae – Idee bis zur Friedensmission – Wandlungen des Kriegsbildes und des strategischen Denkens. Hamburg 2000.
- Internationales Clausewitz – Zentrum (Hrsg.): Clausewitz und die Zukunft von Krieg und Militär. Hamburg 2001.
- Creveld, Martin van: Die Zukunft des Krieges. München 1998.
- Daase, Christopher: Kleine Kriege – Große Wirkung. Wie unkonventionelle Kriegführung die internationale Politik verändert. Baden – Baden 1999.
- Eisele, Manfred: Die Vereinten Nationen und das internationale Krisenmanagement. Ein Insider – Bericht. Frankfurt 2000.
- Friedman, George: The Future of War – Power, Technology and American World Dominance in the 21st Century. New York 1996.
- Gray, Chris Hables: Post – Modern War: The New Politics of Conflicts. London/New York 1997.
- Ignatieff, Michael: Die Zivilisierung des Krieges. Ethnische Konflikte, Menschenrechte, Medien. Hamburg 2000.
- Jablonsky, David: The Owl of Minerva Flies at Night: Doctrinal Change and Continuity and the Revolution in Military Affairs. Pennsylvania: US Army College. Carlisle Barracks 1994.
- Jean, Francois/Rufin, Jean – Christophe (Hrsg.): Ökonomie der Bürgerkriege. Hamburg 1999.
- Jeong, Ho – Won (Hrsg.): Peace and Conflict. A New Agenda.
- Kaldor, Mary: Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung. Frankfurt a. M. 2000.

- Kurtz, Lester/Turpin, Jennifer (Hrsg.): Encyclopedia of Violence, Peace and Conflict. 4 Bde. San Diego, Cal. 1999.
- Münkler, Herfried: Die neuen Kriege. Reinbek bei Hamburg 2002.
- Münkler, Herfried: Der neue Golfkrieg. Reinbek bei Hamburg 2003.
- Naumann, Klaus: Eine neue Sicherheitsarchitektur? Die Bundeswehr und ihre veränderte Aufgabe. München 1994.
- Naumann, Klaus: Frieden – der noch nicht erfüllte Auftrag. Hamburg 2002.
- Neckel, Sighard/Schwab – Trapp, Michael (Hrsg.): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges. Opladen 1999.
- Owens, William A.: Lifting the Fog of War. New York 2000.
- Reinhardt, Klaus: KFOR – Streitkräfte für den Frieden. Tagebuchaufzeichnungen als deutscher Kommandeur im KOSOVO. Frankfurt 2001.
- Scherrer, Christian P.: Ethnicity and mass violence. Analysis and macro theory of most extreme contemporary problems. The quest of understanding and preventing non – Clausewitzian warfare. IFEK/IRECOR. 1998.
- Toffler, Alvin u. Heidi: War and Anti – War. Survival at the Dawn oft the 21st Century. New York 1993.
- Vad, Erich: Strategie und Sicherheitspolitik. Perspektiven im Werk von Carl Schmitt. Opladen 1996.
- Voigt, Rüdiger (Hrsg.): Krieg – Instrument der Politik? Bewaffnete Konflikte im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert. Baden – Baden 2002.
- Waldmann, Peter (Hrsg.): Bürgerkriege. Folgen und Regulierungsmöglichkeiten. Baden – Baden 1998.